

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Freitag, den 4. Dezember 1914

Knirps.

Eine Erinnerung aus dem großen Kriege.
Von Franz Wismann.

Ein eigenartiges Gefühl beschlich uns. Wir näherten uns der Grenze. Das laute Lachen, Singen und Toben, selbst die Unterhaltung begann zu verstummen, in den vollgepackten Wagen ward es stiller und stiller, jeder empfand die drückende Gewitterwolke des Jutages, die sich beängstigend auf Brust und Kehle legte.

Nur das Gespräch zweier Füsilier tonte zuletzt noch durch das dumpfe, fast wie auf Kommando eintretende Schweigen.

„Du, Behrens, ich glaube, dein Tor-nister ist unter de Wanz gefallen.“

„Ree, fällt ihm ja nicht in.“

„Aber da ist doch was.“

„Was wird denn da sein?“

„Janz wat Weches, et rührt sich.“

„Du träumst wohl, Knille.“

„Ein Hundebiest muß es sein, das sich eingeschlichen hat. Na wart, dir werden wir gleich haben.“

Der Soldat griff herzhaft unter die Wanz. Als er aber zu ziehen und zu zerrn begann, schnellte das unbestimmte Etwas plötzlich hervor und stellte sich auf die Füße.

Die beiden Füsilier prallten zurück.

„Ree — so wat!“

„Ru brat' mir aber eener 'nen Storch!“

„Ein wahrhaftiger, lebendiger Junge.“

„Ist als blinder Passagier mitgefahren.“

„Na, dir werden wir bald wieder an die Luft befördern, Kleener!“

Jetzt waren auch die anderen aufmerksam geworden. Einen Augenblick starrten alle verblüfft auf das seltsame Wesen, dann brach ein schallendes Gelächter aus. Der Anblick war auch zu komisch.

Es war ein vierstögiger Bengel von im ersten Augenblick abschreckender Häßlichkeit, der da zitternd mitten im Wagen stand. Struppiges, rotes Haar umrahmte einen edigen Kopf mit harten Zügen und großen, absteigenden Ohren. Das Gesicht erschien viel zu alt für den Körper eines kaum fünfzehnjährigen. Der fadenförmige Augum war vom Schmutz des Wagenbodens bis zur Unkenntlichkeit bedeckt, die eine Hand umklammerte ein Schirmgeßell ohne Ueberzug, die andere hielt trampfäßig eine ziemlich große Mundharmonika umschlossen. Nur eins war schön an der abschreckenden Erscheinung, das tiefe, braune Auge, aus dem es wie ein sonniger Glanz von Wärme und Treue strahlte. Dieses Auge war stehend auf die Soldaten gerichtet, die plumpen Hände suchten sich bittend zu fassen, doch über die dicken, wulstigen Lippen, die sich zudend bewegten, kam kein Wort.

Im der Ecke des Wagens erhob sich Leutnant Kiegl, ein stattlicher, jugendlich schöner Mann, der beliebteste Offizier unseres Bataillons. „Was soll denn der Knirps da?“

Die Soldaten lachten. „He, Knirps — wat willst du? Antwoorte, wenn der Herr Leutnant fragt.“

Jetzt öffnete sich der Mund des Burschen mit einem breiten Grinsen. „In'n Krieg will ich, Franzosen ver-hauen.“

Wieder brüllende Heiterkeit.

„Du — in'n Krieg? — Dich können's als Flügelmann brauchen in der ersten Kompanie.“

„Willst wohl General werden, Knirps?“

„Ree, aber Musit kann ich auch machen.“ Er hatte schnell seine Harmonika an den Mund gesetzt und begann ganz regelrecht zu blasen.

Unwillkürlich stimmten wir alle lärmend in die Melodie:

„Ach, du lieber Augustin
Alles ist hin,
Geld ist hin, Gut ist hin —“

Der Leutnant, der herangekehrt war, gebot Schweigen. „Na, was ist denn mit dir, Junge?“ wandte er sich an den sofort ehrerbietig sein Instru-ment Ablegenden. „Spah beiseite — aber hier kannst du doch nicht bleiben. Der Krieg, in den wir gehen, ist keine Sache für Kinder.“

„Ich will schon groß werden, Herr Leutnant. Und alles tue ich, was ihr wollt, überall will ich mich nützlich machen, nur nehmt mich mit.“

Die resolute Antwort schien dem Offizier zu gefallen. Er lächelte wohlwollend. „Wie bist du denn da herangekommen, Bursche?“

„In Waldenstadt hab' ich mich eingeschmuggelt. Wenn alles in den Krieg geht, kann ich nicht zu Hause bleiben.“

„Nun, das Beste wird sein, wir schicken dich heim zu Müttern. Gleich auf der nächsten Station.“

Der Junge fiel plötzlich auf die Knie, und seine schönen Augen baten so innig, daß wir alle gerührt wurden. „Nur das nicht, Herr Leutnant! Nicht wieder heim zur Stiefmutter. Die ist froh, wenn sie mich los ist. Nichts als Prügel hab' ich gekriegt. Jetzt aber möcht' ich mal andere verprügeln.“

„Mit dem Regenschirm da?“ Der Leutnant mußte lachen, aber er schien schwankend zu werden.

„Ich hol' mir schon was Besseres von den Franzosen, eine Pistole, einen Säbel —“

„Na, Courage scheinst du zu haben, Knirps, und eigentlich gefällt du mir.“

„Lassen Sie ihn mit, Herr Leutnant,“ mischte sich der Unteroffizier Beden ein, „vielleicht können Sie ihn als Burschen verwenden.“

„Ja, ja,“ riefen wir alle, „Knirps soll mit, als Hausknecht vom Bataillon! Hurra, Knirps!“

„Na, werde mal mit dem Herrn Major sprechen. Wenn der nichts dagegen hat, meinestwegen,“ entschied Leutnant Kiegl, „das Kommissariat wird auch für ihn noch reichen.“

Die Lösung machte uns allen Freude. Unsere momentane trübe Stimmung war vergessen. Alles beschäftigte sich mit dem häßlichen Jungen, der jetzt, da er Hoffnung hatte, bleiben zu dürfen, förmlich aufblühte, einen derben, frischen Humor entwickelte, bald spielte, bald allerlei lustige Lieder sang und uns durch seine ruhende Begeisterung für das Soldatenleben alle mitriß. Ehe es uns recht war, besinnung kam, war die Grenze erreicht, wir verließen den Zug und begaben uns ins letzte Quartier auf heimlicher Erde.

Am anderen Morgen begann der Marsch in Feindesland, und der kleine Kriegsfreund durfte mit uns ziehen.

Schon nach dem ersten Treffen stellte es sich heraus, wie brauchbar unser Knirps war. Diesen Namen führte er im ganzen Regimente, und wenn man ihn damit anrief, so lächelte er allemal so zufrieden, selbstgefällig, als wollte er sagen, in euren Augen bin ich ja doch viel mehr und viel größer. Und in der Tat war es so. Er mußte wirklich mit uns in Not und Gefahr, und seine Kleinheit, seine Häßlichkeit sah teurer mehr von uns. Wie oft erheiterte er uns, wenn wir, traurig von den Gräbern gefallener Kameraden zurückgetreten, an den tauchenden Wachtfeuern lagen! Immer mußte sein unwirklicher Humor den Dingen neue, komische Seiten abzugewinnen, nicht am wenigsten sich selbst. Sein Aeußeres allein schon, das er bald dem Kriege angepaßt hatte, mußte Heiterkeit erregen. Mächtige Kanonenstöße belledeten seine Beine, an die Stelle des Regenschirms war ein auf dem Schlachtfelde aufgefahrener französischer Kanonierfädel getreten, im Gurt trug er einen ebenfalls erbeuteten Revolver, und der Jagerschädel, der seinen Kopf bedeckte, ging ihm fast bis über die Ohren. Nur die alte Harmonika war seine stete treue Begleiterin geblieben.

Die ersten blutigen Schlachten lagen hinter uns und Knirps war der Liebling des ganzen Regiments geworden. Besonders die Offiziere, bis zum Divisionskommandeur, begünstigten ihn, was er in seiner Weise zu vergelten wußte. Zumal in Bezug auf die Verproviantierung leistete er ihnen unschätzbare Dienste. Mit einer seltenen Findigkeit wußte er auszuspinieren, wo es etwas Gutes gab, und oft genug erschien er, mit freudigem Hallo begrüßt, bei den Vorkosten, unter jedem Arm eine tote Gans.

Von Anfang an hatte sich Leutnant Kiegl des originellen Burschen in liebevollster Weise angenommen. Als Knirps unsere häufigen Gewalt-märsche beschwerlich finden, war er es, der ihm ein erbeutetes französisches Maultier verschaffte. In ein paar Tagen lernte der Junge, der nie auf einem Pferde gesessen, reiten, und von nun an trabte er aufrecht im Sattel und mit erschlichem Stolz an der Seite des Bataillons.

Auch in anderer Weise wußte er sich von nun an nützlich zu machen. Entweder seinen Leutnant oder den Regimentskommandeur begleitend, überbrachte er die einzelnen Haupt-leuten aufs schnellste alle Meldungen und verfaß selbst den Ordnungsdienst zwischen dem Obersten und dem Divisionskommandeur. Was es aber nichts anderes zu tun, so half er den Verletzten beim Verbinden der Wunden, und eines Tages, als diese, von feindlichen Kugeln über-

lauft, in Gefangenschaft gerieten, gelang es ihm selbst, mit unglaublicher Kühnheit seinen Verfolgern zu ent-rinnen.

Für die Zukunft des mutigen und gewandten Burschen eröffneten sich bald die besten Aussichten. Längst waren die Offiziere des Regiments überkommen, ihn auszubilden zu lassen, und er schien berufen, eine schöne Karriere zu machen und etwas Tüchtiges zu leisten.

Aber es sollte anders kommen.

Die Schlacht von Sedan war ge-schlagen, Napoleon gefangen und das Ende des Krieges schien nahe. Da stampfte die patriotische Energie Gambettas neue Armeen aus dem Boden und das blutige Ringen be-gann von neuem. Schon vor Paris gelegen, mußten wir mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl den Marsch nach Süden antreten, und bald stand unser Korps bei Beaune-la-Rolande der Voire-Armee unter Au-reille de Paladines gegenüber. Es galt, ihren weiteren Vormarsch nach Paris zu verhindern, und am Morgen des 28. November mußten wir, daß uns ein schwerer, blutiger Tag bevorstand.

„Guten Morgen, Füsilier!“

Wir mußten hell aufpassen. Vor der Front unserer zum Vormarsch aufgestellten Glieder ritt der Knirps langsam und feierlich, bisweilen mit komischen Bewegungen sein Maul-tier parierend, einher und mußte uns durch das gläserne Gestrüß einer alten Hornbrille. Der düstere Ernst, das niederdrückende Gefühl, einer gewaltigen Uebermacht gegenüberzu- stehen, die sich des Regiments bemäch-tigt hatten, waren verfliegen, wie da-mals, als wir uns der Grenze näherten und sein Aufstehen alle trü-ben Gedanken verschüttete. Das mußte er wohl gewollt haben. Denn jetzt, als die Trommel zur Attacke zu raffen begann, schwenkte er ab, ver-ließ sein Tier und stellte sich an die Seite seines Leutnants.

Vorwärts ging es, dem Städtchen entgegen. Nachdem das 10. Armeekorps unter Voigts-Rhege bereits alle verzweifelten Angriffe der französi-schen Entsaffarmee zurückgeschlagen, war uns die Aufgabe geworden, den Tag durch die Erstürmung von Beaune-la-Rolande zu entscheiden. In dem kleinen Orte hatte der Feind seine letzten noch widerstandsfähigen Kräfte gesammelt und ein heiser Empfang war zu erwarten.

Ins Gellen der Hörner, ins Ras-seln der Trommeln mischte sich bis- weilen ein seltsamer Ton. Es war die Harmonika des Knirpses, der auch jetzt wieder sein Liebling, den „lieben Augustin“, blies. Sein Bei-spiel feuerte uns an, sein Spiel be-geisterte uns mehr als alle die träge- re Musik. Und es ging besser, als wir gedacht. Fast ohne Widerstand zu finden, kamen wir an die ersten Häuser heran. Die Augen zweier Batterien, die den Eingang flankier- ten, flogen über unsere Köpfe hinweg. Ehe die Kanoniere sich verließen, waren sie niedergemacht, die Geschütze in unseren Händen.

Mit lautem Siegesgeschrei ging es in die engen Gassen hinein, die uns leer und stumm entgegenkamen. Unser Leutnant fluchte. Sollte der Feind sie verlassen haben? Das tiefe Schweigen war ihm unheimlich. Aber er führte uns weiter bis auf den Hauptplatz, wo von allen Seiten die Straßen mündeten. Der dicke Pul- verrauch, der die Stadt erfüllte, ließ im ersten Augenblick nichts erkennen.

„Zum Teufel, wo stehen sie?“ fluchte der Leutnant Kiegl. „Das bedeutet nichts Gutes.“

Plötzlich geriet ein frischer Wind- stoß den graugelben Qualm, er hob sich und blieb über uns schweben wie eine lastende Wolke des Verhängnis- ses.

Durch alle die Monate, die wir im Felde standen, hätte kein Mensch uns Freiheit vorwerfen können. Jetzt aber erstarrte uns das Blut in den Adern bei dem Anblick, der sich uns bot. Wir waren in eine Falle ge-raten, aus der es kein Entrinnen gab. In allen Häusern, die den Platz umgaben, wimmelte es von Mobilgar- den, aus jeder Deckung starrten uns drohende Flintenläufe entgegen. Die Eingänge der Straßen waren mit Kanonen besetzt, Artilleristen mit brennenden Leuten standen daneben, und dahinter erhob sich unbeweglich, einer eisernen Mauer gleich, die Ma-sse des französischen Fußvolkes, das Gewehr im Anschlag an der Wange, die taufend totrübenden Mündun-gen auf uns gerichtet.

Wir alle sahen auf den Leutnant, fahen, wie sein von Schweiß und Staub bedecktes Gesicht erklarte. Aber die momentane menschliche Re-gung überwindend, fahte er sich, hob den Arm und rief: „Hurra! Jetzt

haben wir sie! Drauf und dran, Füße —“

Sein Ruf wurde von einem ohren- betäubenden Krachen verschlungen. Die Hölle schien ihren Schlund zu öffnen und Rauch und Feuer auf uns zu speien. Dann folgte Schreien, Zammern und Wehen, und als der bläuliche Pulverdampf sich lichte-te, sah ich mich selbst unverfehrt mitten in einem Haufen Toter und Verwun-deter. Nicht mehr als acht Mann waren von unserer Kompanie übrig- geblieben. Nicht vor meinen Füßen lag Leutnant Kiegl. Der Helm war ihm vom zerschmetterten Kopfe gerissen, er atmete nicht mehr. Da-neben aber stand aufrecht ebenfalls unverfehrt, die Zähne aufeinander gebissen, der Knirps.

Ich fahte ihn an der Schulter. „Komm — fliehen wir — jeder Wi- derstand ist vergebens.“

Er weigerte sich, trotzig den Kopf schüttelnd. „Ich bleibe bei meinem Leutnant. Sie sollen ihn nicht ha-ben.“

„Bist du von Sinnen, es ist dein Tod.“

„Ihr werdet wiederkommen und ihn holen.“

Ich sah, daß alles umsonst war, und schloß mich den Kameraden an. Glückselig gelang es uns, den Ein-gang der Straße zu gewinnen, aus der wir gekommen waren. In sol- chem Lauf uns Leben ging es den le- sten Häusern zu. Wir waren im Freien, geteilt. Und dort über das offene Feld her rückten bereits neue Sturmkolonnen der 5. Division zu unserer Hilfe.

Zum zweiten Male ging es mit Hurra in den Ort, diesmal mit überlegener Macht. Am Eingange des Hauptplatzes aber blieben wir un-willkürlich stehen.

„Respekt vor dem tapferen Jun-gen!“ murmelte der Hauptmann: wenn einer, hat der sich das Eisene Kreuz verdient.“

Mit dem Rücken an die Brunnen-säule gelehnt, stand da noch immer der Knirps und hielt mit gezogenem Säbel bei der Leiche seines Leutnants Wache.

Die Franzosen schienen seinen Mut zu ehren. Langsam, zögernd rückten sie aus den Seitengassen gegen die Stelle heran. Hier und da hob einer die Büchse, aber sein Nebenmann schlug sie nieder, oder er senkte sie, von Achtung ergriffen, selber, ohne zu schießen.

„Vorwärts, Kinder, rettet den klei-nen Helden!“ klang die Stimme des Hauptmanns.

Nur von dem Gedanken befeelt, stürmten wir vorwärts, obwohl die Augen der Franzosen auf uns nie-derprasselten, wie wenn man Erbsen aus einem Sad schüttelt.

Schon waren wir nahe heran. Da warf der Knirps seinen Säbel zu Boden, riß den Revolver aus dem Gürtel und richtete ihn auf den vor-dersten Mobilgarden.

Die Bewegung wurde sein Verder-ben.

Aus einem Hause zur Seite, in dem sich Franktreus eingenistet hat-ten, fielen fünf, sechs Schüsse auf einmal. Der Kleine ließ die Waffe fallen, tat einen Lustsprung und stürzte tot vornüber auf die Leiche seines Leutnants.

„Rächt ihn, rächt unseren Knirps!“ schall es hinter mir.

Von grimmiger Wut erfüllt, stürz-ten wir weiter und diesmal gelang es uns, den Widerstand des Feindes zu brechen. Ein kurzes, wildes Ringen in den Straßen, ein verzweifelter Handgemenge in den Häusern, von denen jedes einzeln erkümmert werden mußte, dann riefen die Hörner zum Rückzug und die Franzosen räumten den Ort. Der Sieg war unser.

Aber er ließ keinen freudigen Zu-bel aufkommen. Von allen unseren Verlusten schmerzte uns am meisten der toadere Knirps. Die Freude des Bataillons war mit ihm dahin.

Am Abend senten wir ihn mit sei-nem Leutnant in das gleiche Grab und feuerten über der Grube die Eh-rensalve.

Manchem meiner harten Kriegska-meraden sah ich Tränen über das rauchgeschwärzte Gesicht rinnen.

„Nun wird uns teurer mehr den „lieben Augustin“ spielen,“ sagte ei-ner und schluchzte laut auf.

„Ehre unserem Knirps!“

„Wir werden ihn nie vergessen.“

Dann kehrten wir stumm zu un-serem Lagerplatz zurück.

Wenn etwas die Seele aufs tiefste erschütterte, ist es der Anblick mensch-licher Dankbarkeit.

Der junge Feld hatte sie seinem Leutnant bis in den Tod bewahrt.

Und wir alle fühlten es, seine treu-en Augen, in die wir so gerne ge-sehen, hatten nicht gelogen.

Ein Abend im Quartier.

Von Carl Diem.

„Aufgemacht!“

Nichts rührt sich in dem Bauern-haus am Ende des kleinen franzö-sischen Dorfes. Doch halt, da hin-ten im Hofe bellt und heult ein halbverhungertes Hund.

„Beipide her!“ Von mächtigen Hieben getroffen, splittert das feste Holz um das Schloß herum. Ein kräftiger tritt, und die Tür ist auf.

Mit vorgehaltenem Revolver tra-ten Zug- und Korporalschaftsführer ein, denn das Gehöft soll einem Zug als Nachtquartier dienen. Wenn es irgend möglich, gibt man den Mannschaften ein Dach über den Kopf, es kommen ja sowieso noch genug Tage, an denen die Himmels-tupfel ein manchmal feuchter, im-mer aber kalter Ersatz ist.

Nun geht es schnell ans Verteilen der Korporalschaften. Gerechtheit muß sein, und darum wird immer hübsch abgewechselt. Mal die eine Hälfte der Gruppen in die Scheune und die andere im Haus, und dann wieder umgekehrt.

Der Soldat ist an Wechselfälle ge-wöhnt und nimmt sein Los, wie es trifft. Aber natürlich... er sucht es zu verbessern, und das hält er für sein gutes Recht. Besonders wenn, wie in diesem Fall, die Be-wohner das Haus verlassen haben. Sonst ist er natürlich nicht weniger begehrt, aber seine Gutmütigkeit liegt gegenüber den verängstigten Ge-sichtern der zurückgebliebenen Frau-en immer. Und auch wenn sich, was allerdings selten ist, die Be-wohner verweigert gehalten haben und nun angesichts des menschlichen Aus-sehens der preußischen „Barbaren“ wieder in ihre Häuser zurückkommen, dann legen diese eben „requirierte“ Hand- und Taschentücher und ver-gleichen betreten wieder an Ort und Stelle zurück. „Schneiden Sie mir schnell mal den Hemdstragen ab,“ bat mich in einem solchen Falle mein Nebenmann, „damit die Leute nicht solchen Schreck kriegen.“ Er hatte nämlich ein frisches Hemd „gefun-den“ und gegen sein bisheriges aus-getauscht, nur daß das neue einen unmittelbaren hohen, festgenähten Stragen hatte. Nun, wenn die Be-wohner später den Austausch doch noch gemerkt haben, dann werden sie ja gewiß nicht sehr erbaut gewesen sein, aber sie müssen angesichts der ihnen überlassenen Reliquie eingestehen — sofern sie nur einen Funken Gerechtigkeitsförmel im Leibe fühlen — daß für den Hemdwechsel mens-chliche Gründe vorhanden waren. Und da darf ich wieder zu der Schilderung unseres Quartiermachers zu-rückkehren, von dem ich ausgegan-gen bin, und bei dem sich die Hausbe-wohner, wie überhaupt meistens, nicht einfanden. Nachdem alles eingeteilt, der Zugführer sein Zimmer und die Korporalschaftsführer ihre Betten gefunden haben, werden die Mann-schaften eingelassen. Die suchen — der Sicherheit halber, versteht sich — auch noch einmal alles ab. Dabei findet sich meist noch allerlei. In einem Haufen alter Lumpen eine ordentliche schwarze Sped, im Koh-lenemmer unter Kohlen ein Topf mit guter Marmelade und so noch dies und das. Kriegsgut natürlich. But-ter übrigens selten und Wurst nie.

Draußen im Hof gibt es Eier und — hier darf man von vornherein als Zeit die Vergangenheit gebrauchen — gab es Hühner. Man mocht die Er-jahrung, daß sie gewissen Leuten ihre Eier in die Hand zu legen scheinen, wie diese Viecher andererseits die Gewohnheit haben, einer besonderen Art von Soldaten, darunter vielfach Offiziersburschen, mit umgedrehtem Hals in die Finger zu laufen.

Zeit zum Waschen hat man ja nicht. Und wenn mal Zeit zum Waschen ist, dann fehlen die Zeit und die Sonne zum Trocknen. Da muß man eben „requirieren“. Man-che arme Hausfrau wird tummervol-len Auges ihren Wäschestrand wie-dergefunden haben. Die dagelassene Wäsche bogegen! — nun wir ha-ben oft eine Woche lang nicht den Uniformrock aufgeklopft und nicht die Schaffstiel von den Beinen geholt. Und Staub und Hitze alle Tage dazu! — Ja, das ist eben der Krieg, der sein schlimmstes Ant-litz durchaus nicht im Gefecht zeigt.

Aber ich war ja bei meinem Quar-tierabend. Die kleinen Stuben fah-sen natürlich nicht die vielen Men-schen, die in ihnen nächtigen sollen. Da werden eben alle verrückten Möbel auf die Straße gestellt. Der Boden wird mit Stroh bedeckt. Der eine hat einen alten Mantel, der zweite eine Decke, der dritte ein Kissen gefunden. Jeder macht sein Lager, so gut es geht, zurecht. Der Hüftmocher liegt erfahrungsgemäß

doch binnen kurzem auf dem harten Holz. Kornister unterm Kopf. Ge-wehr handgerecht. Inzwischen ist die Feldtische eingetroffen, da gibt es noch einen warmen „Kriegsstar-ten Zug“, d. h. einem Kochgeschirrbedel voll Brühsuppe mit Fleisch und Ge-müse. Alles schmeckt beaglich, ein Schluß Notspion dazu, so geht's dem Krieger nicht schlecht. Inzwischen ist es schon längst dunkel geworden. Das Pfeifchen schmeckt noch vor der Tür. Ein paar Stimmen fingen von der Heimat, vom Morgenrot und frühen Tod und vom guten Kameraden. Dann schimpft einer, er möchte Ruhe haben. Und er braucht nicht lange zu schimpfen, denn schon liegen sie alle auf ihrem har-ten Lager, zehn Mann an der einen Wand, zehn Mann an der anderen Wand, die Beine durcheinandergestreckt, und noch ein paar Kerle quer. Um teinen Preis der Welt darf ein Fenster aufgemacht werden. —

„Aufpassen!“

Himmelbonnerwetter! Man hat ja kaum das eine Auge zugemacht, da geht es schon wieder los. Aber daran gewöhnt sich der Soldat. Mit drei bis vier Stunden Schlaf ist man zufrieden. Und der schöne Morgenkaffee aus der Feldtische duftet lieblich — hm, na ja. Dazu Kommissbrot mit Marmelade, an-schließend einen kleinen Spazier-gang von 45 Kilometer, das Klei-derpind auf dem Rücken und die geliebte Pflanze in der Hand.

Nicht alle Abende sind so gemü-tlich, nicht immer schläft man so fürstlich trocken, und nicht jede Ma-blzeit schmeckt so schön. Aber ich habe mit der Freiheit genommen, aus meinem Kriegeragebuch eine fried-liche Seite herauszufahren. Von entbehrungsreichen und blutigen Stunden hört man ja ohnedies ge-nug.

Kunstwerke in Kriegszeiten.

Kunstwerke haben im Kriege, möchte fast sagen, ihre guten Engei, und so manche Schöpfung der Kunst ist aus Kriegsgefahr in eigentüm-licher und fast romanhafter Weise er-rettet worden. Es seien hier ein paar Beispiele von solchen glücklichen Abenteuern von Kunstwerken in Kriegszeiten angeführt.

Nach der Kapitulation Breslaus im Anfang Februar 1807 forderte der Administrateurgeneral Respernt von der preussischen Regierung auf Verlangen seines Gouvernements die Auslieferung der verbliebenen Chro-nik des Freifraut. Es ist dies der berühmte Schatz der Breslauer Stadtbibliothek, eine für Anton von Burgund im 15. Jahrhundert herge-stellte Pergamenthandschrift mit zahl-reichen künstlerisch sehr bedeutenden Miniaturen. Dieser Forderung be-gabnete der damalige Bibliothekar, Doktor Scheibel, mit der Vorstellung, daß dieselbe Handschrift sich in ei-ner ebenso guten Abschrift bereits in der Kaiserlichen Bibliothek zu Pa-ris befände. Schon war der Freifra-ut von der Stadtbibliothek aufs Rathaus gebracht worden, um von dort dem General = Intendanten überantwortet zu werden, aber durch Scheibels Einwand ließ sich der französische General irreführen, da er nicht verstand, daß der Wert des Breslauer Manuskriptes in den Ori-ginalminiaturen lag. So blieb der kostbare Freifraut der Breslauer Stadtbibliothek erhalten.

Eigentümliche Abenteuer hat fer-ner 1871 die Venus von Milo durch-machen müssen. Während der Belagerung von Paris durch die Deutschen erschien ein Auf-ruf im „Gaulois“, das Bildwerk vor den „wilden Horden der Kantia-ner und Hegelianer zu schützen“. Unsere liebe Frau von Milo ward hierauf in einen Sarg getan und in den Keller der Präfectur übergeführt. Aber erst hier kam sie wirklich in Ge-fahr, denn die Präfectur brannte ab, woran freilich nicht die wilden Hor-den der Kantianer und Hegelianer, sondern die Edelmann der Pariser Commune schuld waren. Doch das herrliche Werk hatte Glück im Un-glück: ein Wasserleitungsrohr brach und beriefelte den Keller, also daß der Marmor unbeschädigt erhalten blieb und nach dem Friedensschlusse wieder an seine alte Stelle überge-führt werden konnte.

— Suerer Wochen frohe Feste. Partikulier zum Stromer, der auf der Wanz übernachtet hat: „Sie! — Aufpassen!“

Stromer (auf die andere Seite wälzend): „Lassen Sie mich zufrieden; heute ist Sonntag, da schlafe ich ne Stunde länger!“